

Zeit Zeugen Brief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit

August 2010

Als Spezialistenkind von der Saale an die Wolga (1946 – 1952)

Von Marius Krohn, Historiker

„Dann also das auch noch“, seufzte Harald Janckes Mutter und begann damit, wieder einmal die Sachen zu packen. Draußen stand ein Wagen, was dort rauf passte, durfte mit, mehr nicht. Um neun Uhr sollte die Reise beginnen. Vier Stunden nachdem sich Harald Janckes Vater angesichts eines Komitees von fünf Soldaten mit einem Dolmetscher spontan entschlossen hatte, „freiwillig“ für eine „bestimmte Zeit“ in der Sowjetunion zu arbeiten.



Familie Jancke im Winter 1949

Unter teilweise abenteuerlichen Umständen war die Familie dem Kriege, in den der Vater noch 1945 ziehen musste, entkommen und hatte sich bereits einigermaßen in Halle an der Saale eingerichtet. Der Vater arbeitete bei den Siebel Flugzeugwerken. Nachdem die Amerikaner und Briten Sachsen und Thüringen den Sowjets überlassen hatten, wurde dieser Betrieb in eine Sowjetische Aktiengesellschaft (SAG) umgewandelt, und man begann wieder damit Kriegsmaterial herzustellen. Da das allerdings im „Potsdamer Abkommen“ von 1945 verboten war, musste die Produktion in die Sowjetunion verlagert werden. Das bedeutete, dass das gesamte Werk „mit Stumpf und Stiel“ und allen Fachkräften abtransportiert wurde. Neben den Fachkräften wurden auch alle Personen mit in die Sowjetunion geschickt, die sich zum Zeitpunkt der „Freiwilligmeldung“ mit im Haushalt befunden hatten.

Erst an die Fahrt in die Sowjetunion erinnert sich Harald Jancke selbst. Dass er sich zum ersten Mal hatte satt essen können, ist ihm eindrücklich in Erinnerung geblieben. Nach einigen Tagen kam der Spezialistentransport in einem Dorf am Oberlauf der Wolga, 120 Kilometer von Moskau entfernt an. Ziel des

Transportes war ein ehemaliges und nun wieder in Betrieb genommenes Flugzeugwerk. In der zum Werk gehörenden Siedlung wurde die Familie, die neben Mutter, Vater und Harald auch noch aus zwei Schwestern bestand, in zwei Zimmern einer Drei-Zimmer-Wohnung untergebracht.

Inhalt

Als Spezialistenkind von der Saale an die Wolga	1
Wiedergutmachung und die Seelen der Verdammten	2
Der Hungerwinter 1946/47 in Berlin	3
Alltags-Helden	4
Politische Orthographie	5
ZEIT und ZEUGEN	6
Ein kurzer Gang zurück in die Geschichte	
jüdischer Unternehmen rund um den Herrmannplatz	7
Deutsches Lesebuch in Italien?	8
Feedback zu Hans Werk als Zeitzeuge im Unterricht	9
Buchbesprechung: NS-Vergangenheit in Ost und West	9
Veranstaltungshinweise / 50. Geburtstag Jocelyn Smith	10
In eigener Sache	11
Verabschiedung und Vorstellung von Mitarbeitern	11
Gratulationen / Suchmeldungen	11
Veranstaltungen der Zeitzeugenbörse	12

Wiedergutmachung und die Seele der Verdammten

Das dritte Zimmer wurde von einer anderen Familie bewohnt. 1947 zog man in ein „Finnenhaus“ (Foto). Beeindruckend ist vor allem das Bild, das Harald Jancke von seiner Mutter zeichnet.



Trotz aller Widrigkeiten habe sie nie den Mut sinken lassen und im Vertrauen auf Gottes Hilfe jede Strapaze ertragen. Auf den Müttern lastete im Lager der gesamte Alltagskram. Was heute lediglich eine Frage der Nerven ist, war damals eine Frage von Sattwerden oder Hungern. Oft gab es keine Kohlen, kein Holz, keinen Strom. Die Nahrung war durch Lebensmittelkarten rationiert und nur wenige hatten etwas zum Tauschen, um auf dem „Markt“ etwas zusätzlich zu bekommen.

Trotz dieser Schwierigkeiten und Entbehrungen schildert Harald Jancke seine Zeit im Spezialistenlager nicht als eine qualvolle Tortur. Er räumt ein, dass vieles vielleicht in der Rückschau verklärt sei, damals aber habe er erfahren, welche Stütze der Familienzusammenhalt für alle war. Für die Erwachsenen, die ja erkennen konnten in welcher schlechter Lage sie waren, stellte der Aufenthalt eine schwere nervliche Belastung dar, die jeder auf seine Weise bewältigte. Da im Lager etwa 2.500 Deutsche lebten, war es nicht schwer, sich zu Gruppen zusammenzufinden. Aber nicht jedem gelang es, sich durch Skat-, Bridge- oder Theaterspielen abzulenken. Einige verloren regelrecht den Verstand.

Die Bedingungen im Lager verbesserten sich im Laufe der Jahre. Hatten zunächst nur die mitgereisten Großmütter den Kindern Unterricht erteilt, so wurde ab 1947 ein regelrechter Unterrichtsbetrieb aufgenommen. Junge Leute, die als Studenten mit auf den Transport gekommen waren, halfen mit, und auch einige russische Lehrer versuchten den Kindern etwas beizubringen, doch oft scheiterte der Versuch an der Sprachbarriere. So weit

man dies für ein Lager fern der Heimat überhaupt sagen kann, normalisierte sich das Leben weitgehend. Es gab Dampferausflüge auf der Wolga, Sportwettkämpfe mit den russischen Mitarbeitern des Werkes und Bade- freuden in der Wolga.

Im Jahre 1952 war die sowjetische Wissenschaft soweit vorangekommen, dass man damit beginnen konnte, die von der internationalen Forschung abgeschnittenen Deutschen, von denen man nichts mehr lernen konnte und denen man schon gar nichts beibringen wollte, wieder in ihre Heimat zurückzuschicken. Damals entschied sich Harald Janckes Vater dafür, sich zwischen Elbe und Oder niederzulassen, weil er das Gefühl hatte, dass dort seine Hilfe dringender benötigt würde als in der bereits langsam wieder zu Wohlstand gelangenden Bundesrepublik.

Bei aller Verklärung, die bei der Erinnerung an Kindheit und Jugend oft eintritt, verhehlt Harald Jancke aber nicht, dass die Jahre im Lager im Grunde gestohlene Jahre waren. Ihm und seinen Altersgenossen sei es zwar gelungen, die versäumte Bildung nachzuholen, viele Erwachsenen aber, die ohnehin schon durch den Krieg nicht nur äußerlich verwundet gewesen waren, habe die Zeit im Lager jeglicher Entwicklungsmöglichkeit beraubt. Darüber könne auch sein gewonnenes Faible für russische Musik und die Schönheit des Landes nicht hinwegtäuschen.

"Wiedergutmachung" und die Seelen der Verdammten

von Peter Mosler, Zeitzeuge



Franziska Stein (Foto), die am 29. Juni 2010 über "Vertreibung, Emigration, Wiedergutmachung" in der ZZB sprach, hatte ein abenteuerliches Leben zwischen den Kontinenten hinter sich: 1922 in Karlsbad geboren, 1945 vertrieben, bis 1956 Leben in Berlin, Auswanderung nach Cali, Kolumbien. Sie wurde 1957 Besitzerin einer kleinen Pension in Cali, traf dort einen deutschen Anwalt, durch den sie in die Arbeit für Wiedergutmachung kam, die für sie lebensbestimmend werden sollte. Das alles erzählte sie kurz und bündig in einer Viertelstunde, und sagte anschließend erleichtert: "Jetzt können Sie Fragen stellen- sie können

mich auch anrufen! Ich habe auch ein Buch geschrieben "Viermal Leben und zurück. Die Reise der Franziska Stein - aber meine Co-Autorin hat da falsche Akzente gesetzt."

Der deutsche Anwalt, den Franziska S. in der "Pension Stein" traf, wollte erst zwei Wochen bleiben. Dann wurden es vier Wochen. Er erzählte ihr vom "Bundesrückerstattungsgesetz" von 1957, durch das Schäden an Leben, Gesundheit, Freiheit und beruflichem Fortkommen ausgeglichen werden sollten. Das fragwürdige Wort "Wiedergutmachung" gab es noch nicht. Ein Monat KZ-Haft wurde z.B. mit 150 DM abgegolten, d.i. 5 DM/Tag. Dieses Angebot ist beschämend, doch es kam zu staatlichen Gesamtaufwendungen von 80-100 Milliarden DM. Es waren Millionen, die von Mord, Enteignung und Vertreibung betroffen waren. Franziska Stein nahm Kontakt zu den jüdischen Gemeinden in Kolumbien auf, später auch in Ecuador, Peru und Mittelamerika, um anspruchsberechtigte Juden zu finden. Nicht-Juden, wie Sinti, Roma, Zwangssterilisierte, Kommunisten etc. wurden anfangs noch gar nicht in die Entschädigung einbezogen. Die Anträge, hieß es, müssen "zeitnah" bearbeitet werden, denn die Antragsteller waren alt und krank. Wie sehr Franziska Stein persönlich von ihrer Arbeit berührt war, zeigte sie zum Schluss, als sie sagte:

"In der Nähe von Bernau hängen noch zahlreiche Aktenordner in einer Scheune, geschrieben auf Luftpostpapier und alten Schreibmaschinen, die Schrift leicht verwischt, aber noch erkennbar. Antworten von Behörden in korrektem Beamten-deutsch. Irgendwo zwischen den zahlreichen Seiten, die in der Scheune hängen, fühlt man die Seelen der einst Verdammten schwingen, und es besteht eine Verbindung mit ihrem Schicksal, das nicht vergessen werden darf."

Der Hungerwinter 1946/47 in Berlin

Von Dr. Elisabeth Achinger



Der neue Zeitzeuge **Klaus Peschke**, (Foto) 1935 in Spandau-Haselhorst geboren und dort auch aufgewachsen, fand viel Interesse und Zustimmung bei den Zuhörern mit der Schilderung der Leiden der Berliner Be-

völkerung in der Kälteperiode von bis zu minus 20 Grad bei Nacht und minus 10 Grad bei Tag, die Ende November 1946 begann und bis etwa Anfang März 1946 andauerte. Die Bevölkerung war besonders hart getroffen, weil die Kriegsschäden an den Gebäuden noch nicht repariert und die Wohnungen deshalb schwer zu heizen waren, das Heizmaterial knapp war, der öffentliche Baumbestand schon durch den Krieg um ca. 50 % vermindert war und die öffentliche Verwaltung nur wenig Hilfe durch Einrichtung von Wärmestuben oder Verteilung von warmem Essen leisten konnte. Eine große Sorge der Familie Peschke war, dass die Wasserrohre einfrieren könnten. Die Fenster, die noch Glasscheiben aufwiesen, wurden mit Decken verhängt und die mit Pappe verschlossenen Fenster weiter mit Zeitungspapier abgedichtet, so dass man wochenlang im Halbdunkel leben musste. Der zusätzlich zum Küchenherd in Betrieb genommene Kachelofen „blakte“, weil die Kriegsschäden am Schornstein des Miethauses noch nicht repariert waren. Der Kohlevorrat reichte nicht, Vater und Sohn versuchten, im Pulverwald Holz zu schlagen, fanden aber nur noch etwas stärkere Äste vor. Da die Keller noch als Luftschutzkeller eingerichtet waren, musste das völlig vereiste Holz neben dem Küchenherd gelagert werden. Taute das Eis auf, ergoss sich eine grün-braune Brühe auf den Küchenboden. Im Badeofen konnte nur einmal in der Woche so viel Wasser angewärmt werden, dass es für eine Wannenfüllung reichte. An den anderen Tagen wusch man sich in der Küche. Für Lebensmittel musste man stundenlang anstehen. Wegen der großen Kälte wechselten sich Vater, Mutter und Sohn beim Anstehen ab. Es mussten sonderbare Gerichte hergestellt werden. An einem Tag aß man geschälte Kartoffeln, am folgenden Tag wurden die Kartoffelschalen in einem ranzig schmeckenden Fett gebraten. Der Schulunterricht fiel für viele Wochen aus, da die Schule nicht geheizt werden konnte. Die Straßenbahnen fuhren nicht regelmäßig, so dass der Vater häufig nicht an seine Dienststelle im Telegrafenamts kam. Weil er völlig unterernährt war, konnte er nicht zu Fuß zum Dienst gehen. Man versuchte, sich gegenseitig zu wärmen, und verbrachte auch am Tag viele Stunden im Bett, wobei der Sohn zwischen seinen Eltern in den Ehebetten lag. Erst Ende Februar 1947 besserte sich die Versorgung mit Lebensmitteln etwas, weil die englische Besatzung Lebensmittel

aus ihren Reservebeständen zur Verfügung stellte und im März stiegen dann auch die Temperaturen.

Alltags-Helden 2010

Von Manfred van der Kemp

Bekannt gemacht wurde ich mit dem Vorhaben „Alltags – Helden“ bei einer Veranstaltung der Zeitzeugenbörse durch Frau Theda Blohm. Da ich als ehemaliger Lehrer gerne mit Kindern arbeite, hat mich der Ort, an dem die einzelnen Klassen über drei Jahre lang zu verschiedenen Bausteinen „unterrichtet“ werden sollten, fasziniert. Es war das Kreativhaus mit seinen zahlreichen Möglichkeiten und den sehr hilfsbereiten, freundlichen und in jeder Hinsicht unterstützenden Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Haus und Menschen verbreiten eine wohlthuende Atmosphäre.



Foto: Herr van der Kemp

Da wir als Ehrenamtliche nicht die volle Verantwortung für das Gelingen der drei Tage trugen, konnten wir den Schülerinnen und Schülern unvoreingenommen begegnen, denn eine Mitarbeiterin und ein Mitarbeiter des Kreativhauses waren für den Verlauf zuständig. Wir brachten zu den einzelnen Bausteinen unsere Erfahrungen und Beiträge ein. Weil die Klassen nur drei Tage im Kreativhaus weilten – es hätten ruhig zwei weitere Tage sein können – war eine intensive Begegnung nur zu einzelnen Kindern möglich. Da waren die Klassenlehrerinnen die ersten Bezugspersonen. In diesem Projekt wurde Schule einmal anders erfahren und gelernt wurde ständig. Es war ein Unterricht mit überwiegend begeisterungsfähigen, lernwilligen Schülerinnen und Schülern, bei denen das „Alltags-Heldentum“ als bleibende Nach-

haltigkeit für Argumente und Taten verwurzelt ist. Es gab aber auch mal zwei bis drei Schüler, die sich lernunwillig zeigten. Warum konnte man sie nicht begeistern?



Foto: Frau Timme

Die Auseinandersetzung mit den verschiedenen Bausteinen hat mir gezeigt, wie wichtig es ist, dass Kinder außerschulische Lernorte nutzen. Sie konnten hier erfahren, wo im Alltag „Helden“ gefragt sind. In Form von Theaterszenen, Standbildern oder musikalischen Abläufen mussten sie sich mit Konfliktsituationen bei allen Bausteinen auseinandersetzen. (Schule früher – heute; Spiele früher – heute; Musik früher – heute; Filme früher – heute). Das erfüllte mich in diesem Rahmen mit tiefer Zufriedenheit.



Foto: Frau Nass

Die Arbeit mit den einzelnen Gruppen hat Spaß gemacht und hat mir vor allen Dingen gezeigt, dass ein wechselseitiges Lernen und

Verstehen möglich und notwendig ist. Ich würde mich für ein solches Projekt jederzeit

erneut einsetzen.



Abschlussfoto KREATIVHAUS (ganz links - Theda Blom, hinten Mitte - Herr van der Kemp und einige Zeitzeugen

Politische Orthografie

Von Klaus-Dieter Pohl, Zeitzeuge

Im Halbkreis vom 13. April 2010 - über den im ZeitZeugenBrief Juni/Juli 2010 berichtet wurde - sagte der frühere Spandauer Bürgermeister Werner Salomon mit einem unüberhörbaren Bedauern, dass vieles von dem, was vor 1989 geschehen sei und den Alltag bestimmt habe, in Vergessenheit zu geraten drohe...

Wer sich zum Beispiel noch daran erinnert, wie es war, wenn man vor 1971 mit dem Auto nachts aus Helmstedt kommend die Raststätte Michendorf passiert hatte, der erinnert sich gewiss auch noch daran, dass man nur einige Kilometer weiter - zumal, wenn es neblig war - höllisch aufpassen musste, um den unscheinbar beschilderten Abzweig "Westberlin" nicht zu verpassen. Denn geradeaus gelangte man nach "Berlin - Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik", und auf diesem Abschnitt mit einem westdeutschen Autokennzeichen "erwischt" zu werden, hatte zumindest unangenehme Befragungen durch "die Organe" zur Folge.

Eine Besserung erfolgte nach dem sogenannten Transitabkommen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR, am 17.12. 1971 unterzeichnet von Egon Bahr und Michael Kohl, als der Hinweis auf den Abzweig nach "Westberlin" deutlicher lesbar - schwarze Schrift auf gelbem/weißem Grund ? - beschildert wurde.

Nach dem Passieren des Kontrollpunktes Dreilinden und kurz danach des rechts auf einem Betonsockel stehenden T 34 erreichte man - so beschildert - "West-Berlin".

Die unterschiedliche Schreibweise war aus im Prinzip gleichen, nämlich politischen Gründen beabsichtigt.

Die Schreibweise "West-Berlin" ging aus vom fortbestehenden Viermächtestatus der einen Stadt Berlin. Über den Begriff der "Westsektoren" Berlins kam es im Laufe der Zeit zur offiziellen, u.a. von allen staatlichen (westlichen) Behörden anzuwendenden Schreibweise "Berlin (West)". Und da sich "Berlin Klammer auf West Klammer zu" nur sehr holprig in einem gesprochenen Text wiedergeben lässt, kam es zum gesprochenen - und bald auch geschriebenen "West-Berlin".

Ganz anders auf der "anderen Seite":

Mit der Gründung der DDR am 7.10.1949 wurde der sowjetische Sektor Berlins zu deren Hauptstadt. Dass es sich dabei lediglich um einen Teil der völkerrechtlich nach wie vor bestehenden (Vier - Sektoren -)Stadt handelte, wurde gleichsam überkompensiert durch die „ungetüme“ Kombination "Berlin - Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik", die immer ein wenig wirkte, als klopfte man sich gleichsam selbst auf die Schulter.

Mit der Schreibweise "Westberlin" sollte wohl ein Zweifaches bewirkt werden:

Zum einen war damit beabsichtigt, den Teilstadt-Charakter West-Berlins (und damit indirekt natürlich auch Ost-Berlins) zu verschleiern.

Zum anderen passte diese Schreibweise auch in das außenpolitische Konzept der UdSSR und der DDR, West-Berlin als eine "selbständige politische Einheit" zu institutionalisieren und damit den Viermächtestatus für Ganz-Berlin auszuhebeln.

Die jeweils gewählte Schreibweise für die gespaltene Stadt konnte damals jedenfalls ein erster Fingerzeig für die politische "Heimatadresse" des Schreibers sein: Denn hinter "Westberlin" konnte sich ebenso Gedankenlosigkeit wie Bewusstheit ("Sozialistische Einheitspartei Westberlins") verbergen; "West-Berlin" oder "Berlin (West)" sprach für westliche Sozialisation.

Aber auch hier gilt: Keine Regel ohne Ausnahme.

Im sogenannten Transitabkommen wird nicht nur die Schreibweise "Berlin (West)" verwendet, sondern um "Berlin (Ost)" oder eine ähnliche Formulierung zu vermeiden, von "an Berlin (West) angrenzende(n) Gebiete(n)" gesprochen.

Eine Kröte, die zu schlucken eine von der Bundesrepublik an die DDR zu zahlende Transitpauschale von 234,9 Mio. DM für die Jahre 1972 bis 1975 gewiss erleichtert hat.

ZEIT und ZEUGEN

Ein Doppelbericht

Von Klaus Schwerk, Zeitzeuge

Es gibt Veranstaltungen, über die zu berichten schwierig ist. Denn sie sind voller wichtiger Einzelheiten, die angemessen verständlich wiederzugeben nur durch Vollständigkeit möglich wäre – und dann bliebe immer noch die Frage, ob ein solcher Bericht wirklich das darstellen kann, was vorgetragen wurde. Vor dieser Schwierigkeit stehe ich. Am 27. April hörten wir bei den Zeitzeugen den Theologen



Martin Germer (Foto) zum Thema Zeugen und Märtyrer in den biblischen Schriften, und am 20. Mai hatte ich Gelegenheit, an der Schlussveranstaltung eines Kolloquiums der Gottlieb Daimler- und

Karl Benz-Stiftung zum Thema Wozu braucht es Rituale teilzunehmen. Die zweite Veranstaltung zuerst.

Das Kolloquium beschloss ein fulminanter Vortrag von Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Wolf Singer, eines vielfach ausgezeichneten Hirnforschers über Ritual und Freiheit, was er selbst gleich am Anfang korrigierte, er könne und wolle nicht über Freiheit sprechen, denn ihm wäre zu diesem Teil und in dieser Beziehung nichts eingefallen. Es blieb mehr als genug zum Ritual, von dem er sagte, es sei anzunehmen, dass es dem Bedürfnis nach Zugehörigkeit in einer Gesellschaft Gleichgesinnter gilt. Mit Beispielen führte er aus, in welcher innigen Verflechtung von Erfahrung und gesellschaftlicher Verabredung sich Rituale bilden und gebildet haben.

Als ich mich schließlich fragte, was ich aus der Fülle des Vorgetragenen mitgenommen habe, war es sonderbarerweise eine Winzigkeit, die mir in den Sinn kam. Er hatte ausgeführt, dass das Gehirn aller Lebewesen gleich angelegt sei und sich biologisch vom Reptil bis zum Menschen nur verfeinert und erweitert habe. Doch anders als das Tier habe der Mensch dieser biologischen Evolution die kulturelle hinzugefügt, – die eigene Fähigkeit zur Wahrnehmung der Wirklichkeit der Welt. Die fünf Sinne – sehen, hören, fühlen, riechen, schmecken – sind Mensch und Tier gemeinsam. Doch der Mensch kenne, anders als ein Tier, darüber hinaus die Wirklichkeit der Zeit: Vergangenheit und Zukunft, Anfang und Ende – Erfahrungen, die Leben und Tod ausmachen und mit denen wir als Einzelne und in Gemeinschaft leben, nicht zuletzt durch Rituale. Es war für mich sehr beeindruckend, dass der Vortragende seinen inhaltschweren Beitrag mit vorsichtigen Konjunktiven beschloss: „Zu klären gilt..., könnten vermutlich..., vielleicht...“. Er schloss: „Diese Wirklichkeiten (die Erfahrung der Zeit z.B.) sind für die Entwicklung und Stabilisierung sozialer Systeme von außerordentlicher Wichtigkeit. Damit sie aber die notwendige Verbindlichkeit erlangen können, müssen sie sinnlich erfassbar, emotional spürbar und mit anderen Menschen teilbar werden.“ An dieser Stelle meinte ich, die Zeit in unserem Ansatz (Zeitzeugen), der immer neue Versuch, sie sinnlich erfassbar, emotional spürbar und mitteilbar werden zu lassen, sei in ihrem Gewicht, aber auch in ihrer komplexen Vielfältigkeit deutlich geworden.

Und dann die erste Veranstaltung.

Ein Theologe, Pfarrer Martin Germer, hatte es übernommen, uns über die biblischen Bezüge beim Wort und Begriff des Zeugen zu informieren. Sie sind ein Schlüsselwort

abendländischer Geschichte und Kultur. Zeugen und ihr Zeugnis sind ebenso Kernbestand der biblischen Rechtsprechung und machen den Inhalt der Fünf Bücher des Moses – der Tora – aus. Sie stehen am Anfang der biblischen Schriften. Um Recht und Gerechtigkeit geht es und Zeugen sind ihr Dreh- und Angelpunkt. Bis auf diesen Tag basiert Rechtsprechung auf Gesetz und Zeugen. Das biblische Gesetz ist im 1. Buch Moses in den Zehn Geboten in eindeutiger Form vor gegeben, und im achten Gebot wird dem Zeugen ausdrücklich seine Wichtigkeit genannt: Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten. Das scheint plausibel zu sein, ist es aber keineswegs. Denn Zeugen sind keine Videokamera, die einen Vorgang im Augenblick dokumentiert, sondern sie sagen, was sie gesehen haben und erinnern. Weil das aber, sei es absichtlich oder nicht, verändert, verkürzt oder ergänzt werden kann, wurden im kritischen Fall – und die mögliche Todesstrafe war ein solcher – verbindlich (mindestens) zwei unabhängige Zeugen gefordert. Mit vielen Beispielen aus den alt- und neutestamentlichen Texten unterlegte der Vortragende die Wichtigkeit der wahren Zeugenaussage und ihrer Absicherung. Gerade weil es im biblischen Zusammenhang nicht anders als für den heutigen Zeugen gilt, dass er sich um größtmögliche Tatsachentreue und wahrheitsgemäße Darstellung bemühen müsse, der er nichts hinzufügen, nichts verfälschen und nichts verschweigen dürfe, wurden hier Grenzen und Kriterien unserer Arbeit genannt. Denn wir bezeugen ja nicht (nur) unsere eigene Geschichte, also unsere sehr subjektiven, sehr unmittelbar erlebten und – dies vor allem! – empfundenen Begebenheiten, die sich einer kritischen Nachfrage entziehen (können), sondern sind auch Zeugen für die Zeit und ihre Umstände, über die wir mit unserer Erinnerung beispielhaft berichten und gegebenenfalls auch kritischem Einwand antworten müssen.

Hier verbanden sich für mich diese zwei sehr verschiedenen Veranstaltungen zu einem sonderbar eigenem Ganzen: Zeit und Zeugnis – diese Kriterien, denen wir nur mit ganz großer Vorsicht gerecht werden können – mit ähnlicher Zurückhaltung, wie es der Vortragende der zweiten Veranstaltung am Ende seines Vortrags über die Bedeutung von Ritualen, ausdrückte: „Zu klären gilt..., vermutlich..., könnten..., vielleicht...“ Denn wir sind Zeugen einer Zeit, deren Hintergrund und

Auswirkung ebenso furchtbar wie schwer verständlich, selbst für uns und wie viel schwerer für jüngere Zeitgenossen, ist. Und doch versuchen wir sie begreifbar zu machen – durch unser Zeugnis in dieser Zeit.

Ein kurzer Gang zurück in die Geschichte jüdischer Unternehmen rund um den Hermannplatz

Von Victoria Groß, Soziologin

Unter dem Titel „Hermannplatz – Mythos und Gegenwart“ fand am 3. Juni 2010 eine Führung statt, die über jüdische Unternehmen um den Hermannplatz informieren wollte. Studentinnen eines Forschungsprojekts am Lehrstuhl für Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert der Humboldt Universität teilten die zahlreich erschienenen Interessierten in zwei Gruppen, um über ihr Projekt zu berichten.



Foto: Stadtarchiv Nürnberg, E 39 Nr. 2249/9

Berufsverbote und Aufnahmeverweigerung in Vereinigungen verwehrten Juden den Zugang zu vielen Berufszweigen und erzwangen so die Eingrenzung auf die Bankbranche und den Handel. Der so auch strukturell bedingte Erfolg jüdischer Unternehmer in diesen Arbeitsgebieten war jedoch – wie gemeinhin bekannt – geprägt von Judenfeindschaft und Missgunst durch die nichtjüdische Mehrheitsgesellschaft. Jüdische Unternehmen waren ein Hauptangriffsziel des Antisemitismus, was in den Novemberprogromen 1938 eskalierte. Tausende jüdische Geschäfte wurden durch die SS und SA zerstört und Geschäftsunterlagen vernichtet. Nachdem war es jüdischen Unternehmern per Verordnung untersagt, Waren oder Dienstleistungen anzubieten; Unternehmen wurden bis 1945 systematisch liquidiert oder an Nicht-Juden übertragen. Dem vorausgegangen war der abscheuliche vorauseilende Gehorsam vieler Bürger und deutscher Geschäftsleute, die jüdische Un-

ternehmer boykottierten, zum Boykott aufriefen und sich in öffentlichen Erklärungen als „christliche Unternehmen“ oder „deutsches Geschäft“ erklärten. So entließ die Karstadt AG beispielsweise im April 1933 in ihrer unternehmenseigenen „Arisierung“ sämtliche jüdische Angestellte fristlos. Für diese „Gehorsamkeit“ wurde das Unternehmen 1938 mit dem zweifelhaften Titel „Vorstufe zum nationalsozialistischen Musterbetrieb“ ausgezeichnet.

Ein besonders tragisches Geschehen muss sich um die Eisdiele des Herrn Schultmann am Kottbusser Damm 32 zugetragen haben. Der jüdische Eigentümer ließ sich vom ihm feindlich gesinnten Umfeld nicht beirren und versuchte den Widrigkeiten zum Trotz sein Geschäft fortzuführen. Noch in den Trümmern seines Geschäfts soll er im November 1938 gegen den Protest wütender Mitbürger versucht haben, sein Eis zu verkaufen, wie es Zeitzeugen von damals berichten.

So furchtbar die Geschichte, so wichtig ist dieses Projekt der Humboldt Universität, um dem Vergessen und dem Unwissen Vieler über ihre ehemaligen Nachbarn entgegenzutreten und die Entrechtung und Vernichtung von Existenzen ins öffentliche Bewusstsein zu rufen.

Deutsches Lesebuch in Italien ?

Von Herbert Toepfer, Zeitzeuge

Alles beginnt immer mit einem Anruf aus der Zentrale der Zeitzeugenbörse. So auch hier an einem schönen Sommertag während der Fußball-Weltmeisterschaft. "Herr Toepfer, kann ich sie vermitteln an eine italienische Gruppe, die sich über Berlin und über die Nachkriegszeit informieren möchte?".

Mein "Ja" war spontan, aber wie die Dichter sagen, die Reue war lang. Denn die sehr sympathische Italienerin, die gleich anschließend anrief, wollte mit einem Fernsehteam erscheinen.

Nun wohne ich allein in einem kleinen Appartement, knapp fünfzig Quadratmeter Wohnfläche und bei einem Mann, der seit zwei Jahren als Witwer allein lebt, ist nicht immer alles gut aufgeräumt und manches noch schlechter organisiert. Erfahrene Ehefrauen werden mir beipflichten, auch mit Ehemännern haben sie ab und zu solche Probleme.

Die freundliche Dame aus Turin bestand darauf, das Interview und die TV-Aufnahmen in meiner Wohnung zu machen.

Also musste ich erst einmal aufräumen und da ich ja auch eine ziemlich aktive Familie habe und die WM-Übertragungen und auch andere Unternehmungen meine freie Rentenzeit schwer verkürzen, hatte ich ganz schön Stress. Aber ich habe mein bestes gegeben und an einem Montagmorgen traf dann ein Team von fünf Leuten ein. Zwei konnten Deutsch und die anderen nur ihre Heimatsprache und ein wenig Englisch.

Ich habe danach zwei Stunden erzählt von Berlin, aus meinem Leben, von meiner Schulzeit und ganz besonders wichtig erschien den Leuten mein Privatleben hier in Berlin.

Wie ich während eines kurzen Vorgesprächs erfahren konnte, handelt es sich um ein Schulprojekt für die neunten bis letzten Klassen in **ganz** Italien und besonders sollten die Schülerinnen und Schüler über deutsche familiäre Verhältnisse informiert werden. Wichtig erschien dabei besonders meine Schulbildung während des Krieges bis 1945 und, da es ja unmöglich war, nach dem Ende des Krieges auf eine weitergehende Schule zu wechseln, mein weiterer Bildungsweg. Den habe ich dann ausführlich erläutert und habe vor allen Dingen darauf hingewiesen, dass Bücher und das Erlernen von Fremdsprachen für mich außerordentlich wichtig waren. Besonders habe ich dann noch einmal intensiv erläutert, dass gerade in unserem zusammenwachsenden Europa das ganz besonders wichtig ist. Offensichtlich haben die Italiener das alles so gut gefunden, dass sie nach dem Interview alles gefilmt haben, "was ihnen vor die Linse kam". Sogar meine private Bildergalerie im Flur wie auch ich auf dem Balkon mit einem Buch inmitten meiner Blumen war für sie interessant. Ich gehe davon aus, dass es besonders das Bestreben des TV-Teams war, den Schülerinnen und Schülern - und diese spätere DVD soll für alle Schulen der oberen Klassen in ganz Italien verfügbar sein - für den Deutschunterricht auch einen Einblick in deutsche Wohn- und Lebens-Verhältnisse zu vermitteln.

Bedankt habe ich mich dann auch noch mit zwei Musik-CD's, einmal Beethoven und eine DVD vom Abschied der Alliierten aus Anlass des Beitritts der DDR zum GG der Bundesrepublik Deutschland am 3. Oktober 1990. Insgesamt war das alles für mich ein tolles Erlebnis.

Und wieder war ich dankbar, dass ich als Zeitzeuge dabei sein durfte.

Von: johannes schneider
[mailto:josch1a@hotmail.com]
Gesendet: Freitag, 9. Juli 2010 12:39
An: zeitzeugenbörse

**Betreff: Feedback / Hans Werk / Mai 2010
Besuch von Herrn Hans Werk als Zeitzeugen im Unterricht (Deutsch und Geschichte,) an der SKB [Sprach- und Kulturbörse] der TU-Berlin.**

Durch die offene, herzliche und engagierte Art von Herrn Werk ist in kurzer Zeit eine vertrauensvolle Atmosphäre für eine ungewöhnliche Begegnung entstanden.

Als sinnvoll hat sich dabei erwiesen, gemeinsam im Vorfeld mit den Studenten einen Fragenkatalog zu erarbeiten und diesen einige Tage vor dem Treffen an den Zeitzeugen weiterzuleiten und diesen unmittelbar vor der Begegnung noch einmal durchzugehen.

So waren beide Seiten auf den Termin vorbereitet und eingestimmt, und vermutlich war es auch deshalb möglich, in kurzer Zeit ein sehr breites Spektrum an Fragen zu besprechen.

Angenehm war der erzählende und kommunikative Stil von Herrn Werk. Seine persönliche Anwesenheit, Originalphotos aus den Kriegsjahren von seiner Zeit bei der SS und andere Dokumente erregten bei den Studenten eine Aufmerksamkeit, die deutlich über das durchschnittliche Maß hinausging.

Ein begrenzender Faktor bestand in der Sprache, da die Studenten des Kurses unterschiedlich gute deutsche Sprachkenntnisse haben und nicht alle Aussagen verstehen konnten.

Generell ist es für interkulturelle Gruppen, deren Muttersprache nicht Deutsch ist, hilfreich, etwas langsamer als gewöhnlich zu sprechen, zentrale Aussagen zu wiederholen und relativ häufig kurze Zusammenfassungen zu machen.

Andererseits besteht für die Studenten der Reiz auch darin, einmal einem Muttersprachler aus einer ganz anderen Generation und authentischem Deutsch zu begegnen.

Deutlich wurde im Verlauf der Begegnung zum einen, wie sehr wir als junge Menschen in unseren Überzeugungen von unserem Umfeld, besonders von gleichaltrigen Freunden, dem sozialen und kulturellen Ort unserer Herkunft und den im jeweiligen Lebenswelt vorherrschenden Zeitströmungen geprägt sind, zum anderen wie sehr wir Menschen als Teil einer sich wandelnden Gesellschaft

selbst lern- und wandlungsfähig sein können – sofern wir dafür offen sind.

Für die jungen Studenten und Studentinnen war das Auftreten von Herrn Werk als engagiertem Zeitzeugen ein einprägsames Beispiel, was lebendige Geschichte und reifes, verantwortungsvolles Menschsein bedeuten kann.

Johannes Schneider, Dozent



Foto: Herr Werk mit einer Gruppe Studenten

NS-Vergangenheit in Ost und West – Tradierung und Sozialisation

Eine Buchbesprechung von Lisa-Marise Kohl, Politologin

Der Umgang mit dem nationalsozialistischen Erbe ist in den letzten Jahren in zahlreichen Untersuchungen und Studien behandelt worden. Immer stärker finden dabei auch Formen des subjektiven Erinnerns Beachtung. Die Sozialwissenschaftlerin und Biografieforscherin Iris Wachsmuth hat nun eine Drei-Generationen-Studie vorgestellt, in der sie der Frage nachgeht, wie die Generation, die die NS-Zeit direkt miterlebt hat, ihre Erlebnisse und Erfahrungen an die zweite und dritte Generation weitergegeben und damit auch die Sicht dieser Generationen mitgeprägt hat. Iris Wachsmuth nutzte hierfür lebensgeschichtliche Interviews mit fünf Familien aus Ost und West, aus denen sie jeweils ein Großelternteil, ein Elternteil und einen Vertreter der Enkelgeneration befragte. In einer abschließenden Zusammenfassung kommt sie schließlich zu dem Ergebnis, dass sowohl der weitere Lebensweg in Ost- bzw. Westdeutschland als auch das Geschlecht der interviewten Personen eine Widerspiegelung erfahren. Gleichzeitig, so ihre Erkenntnis, scheint es in allen Familien nie eine explizite Aussprache zum Thema Nationalsozialismus gegeben zu haben, auch im Sinne eines „sich einmal gemeinsam an einen Tisch setzen“. Gerade dies sieht sie auch als einen Verlust für die Enkelgeneration, die meist nur ver-

Veranstungshinweise

schwommene Vorstellungen der eigenen Familiengeschichte besitzen, interessanterweise aber dennoch in ihren Handlungen davon geprägt scheinen. Iris Wachsmuths Untersuchung zeigt auch, wie die private Familiengeschichte von der Enkelgeneration oft emotional und kognitiv von der „großen Geschichte“ getrennt wird.

In einem Exkurs widmet sich die Autorin schließlich noch der Aufarbeitung der eigenen Familiengeschichte durch die Kinder an einem exponierten Fall, indem sie den Dokumentarfilm „Zwei oder drei Dinge, die ich von ihm weiß“ von Malte Ludin näher vorstellt. Sein Vater war Hanns Ludin, ab 1941 Generalbevollmächtigter des Deutschen Reiches in der Slowakischen Republik und damit maßgeblich mitverantwortlich für die Deportation der slowakischen Juden. Sie verweist hier auf eine Schlüsselstelle des Films, als Malte Ludin, der es sich eigentlich zur Aufgabe gemacht hatte, die Schuld des Vaters anzunehmen, im Gespräch mit einem überlebenden Juden doch in die Rolle fällt, die Taten seines Vaters herunterzuspielen. Er selbst überlegte, diese Szene herauszuschneiden, entschied sich dann aber doch dagegen. Für Iris Wachsmuth zeigt sich hier eine wahrscheinlich bei den meisten Menschen vorhandene, fest verankerte Abwehrhaltung, die den Versuch darstellt, unbequeme oder belastende familiengeschichtliche Wahrheiten auszublenden.

Die Untersuchung von Iris Wachsmuth gibt interessante neue Einblicke in das Forschungsfeld des familiären Gedächtnisses. Gleichzeitig handelt es sich beim Hauptteil dieser Arbeit um eine detaillierte Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews auf der Basis qualitativer Sozialforschung. Da sie ihre Auswertung mit zahlreichen Auszügen aus den Interviews belegt, dürfte dieser Teil auch für aktive Zeitzeugen von Interesse sein, die einen Einblick in diesen Teil der Sozialforschung und damit in die sogenannte Interpretative Soziologie gewinnen wollen.

Das rezensierte Buch kann in der Bibliothek der Zeitzeuginnen ausgeliehen werden:

Wachsmuth, Iris, NS-Vergangenheit in Ost und West. Berlin, Metropol-Verlag, 2008

Veranstungshinweise

“Vergewaltigungen im 2. Weltkrieg und danach”

Im Rahmen des Sudetendeutschesch-tschechischen Dialogs findet am

**Mittwoch, 4. August 2010, 16-18.30Uhr
in der Landesvertretung Thüringen,
Mohrenstr. 64, 10117 Berlin**

eine Podiumsdiskussion mit Zeitzeugen statt. Einleitende Referate: Peter Vanča, Dr. Edith Kiesewetter-Giese

50th Anniversary Jocelyn B. Smith & Friends

Anzusehen ist es ihr nicht, aber Jocelyn B. Smith feiert am

**Sonntag, 22.08.2010, 18.30 Uhr
im Rathaus Hof Alt Köpenick, 12555 Berlin**

bei Jazz in Town ihren 50. Geburtstag. Im ersten Teil wird sie mit ihrem All Star „Light“ Orchestra ein Best of ihres genreübergreifenden Könnens in Soul, Ethno, Funk, Gospel, Jazz und Pop zelebrieren.

Sie erhielt den Jazz Award und die Goldene Schallplatte und ist auch als Sopranistin für klassische und zeitgenössische Werke eine gefragte Sängerin.

Voll von überschäumender Energie, Sinnlichkeit und Spiritualität bewegt sich die New Yorker Wahlberlinerin und "gewaltigste Soulstimme Deutschlands" in diesen unterschiedlichen Musikstilrichtungen und nimmt das Publikum in ihren Bann, egal, ob in up-Tempo-Nummern oder a cappella mit eindringlichem Timbre.

Danach wird den musikalischen Gratulanten die Bühne überlassen. Angekündigt haben sich unter anderem: Gitte Haenning, Angelika Weiz, Inga Rumpf, Celina Bostic und Keith Tynes - Jocelyns musikalischer „Brother“. Durch den Abend führt „Dinglish“-Queen Gayle Tufts.

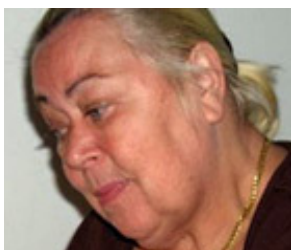
In eigener Sache

Verabschiedung



Wir danken Frau **Ursula Zech** für ihre umsichtige und erfolgreiche Vermittlungsarbeit und ihre immerwährende Einsatzbereitschaft, auf Tagungen Besucher am Stand über die Arbeit der Zeitzeugenbörse zu informieren.

Wir danken Frau **Renate Timme** für ihre verantwortungsbewusste Buchführung, in der sich ihr Fachwissen widerspiegelte. Aus gesundheitlichen Gründen gibt sie diese Arbeit an Frau Liebschner weiter, steht aber als Zeitzeugin bei Bedarf noch zur Verfügung.



Wir danken Frau **Renate Timme** für ihre verantwortungsbewusste Buchführung, in der sich ihr Fachwissen widerspiegelte. Aus gesundheitlichen Gründen gibt

sie diese Arbeit an Frau Liebschner weiter, steht aber als Zeitzeugin bei Bedarf noch zur Verfügung.

Vorstellung neuer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter



Als neue Mitarbeiterin, die sich um die Buchhaltung und die Aktualisierung der Kartei kümmert, hat sich Frau **Sylvia Liebschner**, von Beruf Buchhalterin, schon seit einer Weile in ihre Tätigkeitsfelder eingearbeitet. Sie widmet sich diesen Aufgaben mit großer Aufmerksamkeit.

Frau **Petra Richter-Rose**, die viele Jahre als Industriekaufrau tätig war, wird ihre beruflichen Erfahrungen im Rahmen ihrer Vermittlungstätigkeit, der Büroarbeit und der Vorbereitung und Durchführung der Repräsentation der Zeitzeugenbörse auf Tagungen einbringen.



Frau **Petra Richter-Rose**, die viele Jahre als Industriekaufrau tätig war, wird ihre beruflichen Erfahrungen im Rahmen ihrer Vermittlungstätigkeit, der Büroarbeit und der Vorbereitung und

Durchführung der Repräsentation der Zeitzeugenbörse auf Tagungen einbringen.



Frau **Victoria Groß** ist Diplom-Soziologin und Lektorin. Sie wird die ZeitZeugen-Börse bei der Vermittlung von Zeitzeugen unterstützen und zukünftig auch

die Pressearbeit wesentlich erweitern. Sie hat sich in den aktuellen Monatsbrief bereits mit einem Artikel zur NS-Zeit eingebracht.



Herr **Marius Krohn** hat im April den Magisterstudiengang Neuere/Neueste Geschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin abgeschlossen. Sein Schwerpunktthema ist

die Geschichte der SBZ/DDR. Er wird für die ZeitZeugenBriefe Interviews mit Zeitzeugen führen und andere Beiträge schreiben.

Wir gratulieren allen . . .

im August geborenen Zeitzeugen:

01.08. Margarete Blankenfeld, 02.08. Wolfgang Jähnichen, 04.08. Irma Gideon, 07.08. Gerhard Bubel, 08.08. Dieter Drewitz, 09.08. Hans Müncheberg, 10.08. Peter Becker, 14.08. Hans Werk, 19.08. Ludwig Bodemann, 28.08. Liselotte Kubitza, 29.08. Renate Timme, 29.08. Charles-Henry Guttman, 31.08. Ingeborg Linder.

Zeitzeugen gesucht!

Zu folgenden Themen:

Nr. 84/10 - Kreuzberg im 2. Weltkrieg, Bereich Wassertorstr.

Nr. 90/10 - Jüdische Unternehmen in 30er und 40er Jahren

Nr. 94/10 - Der Rudolfplatz im Wandel der Zeiten

Nr. 94/10 - Boxhagener Platz im Wandel der Zeiten

Nr. 101/10 - Kinderlandverschickung in ein Kloster

Nr. 102/10 - Sachsenhausen oder Beetz-Sommerfeld 1942 - 1945. Wer war dort?

HALBKREIS

Dienstag, den 17. August 2010, 14.30 Uhr

„13. August 1961“

Karen Ehrlich (Jg. 1938) wird über ihre Erlebnisse nach dem Mauerbau sprechen, über die Folgen für ihr berufliches und privates Leben. Sie war noch kein Jahr verheiratet, ihr Mann und sie hatten gerade einen eigenen kleinen Konfektionsbetrieb in West-Berlin gegründet...

„100 Grenzgänge“

Jutta Hertlein, (Jg. 1940) wird – beginnend 1953 beim Verlassen der DDR – über zahlreiche Grenzübergänge in Ost-Berlin, in der Mark Brandenburg und in Dresden berichten, die sie sowohl allein als auch später mit ihrer Familie und Berlin-Besuchern unternahm. Hierbei geht sie besonders auf die Grenzkontrollen mit ihren oft schwierigen und bedrohlichen Bedingungen ein.

ANKÜNDIGUNG

Dienstag, den 31. August 2010, 18.00 Uhr

„Die richtige Antwort“

Maria Grunwald *) Journalistin und Medientrainerin, vermittelt praktische Tipps und Tricks. - Wer einen Vortrag hält, ein Gespräch führt oder ein Interview gibt, sollte vor allem eines beherrschen: Die Zuhörer nicht zu langweilen. Doch wie gelingt das?

**) Frau Grunwald arbeitet seit 2002 als Radio- und TV-Journalistin, zuerst für Deutsche-Welle-Radio und den Südwestrundfunk, aktuell bei Deutsche Welle-Fernsehen und in der Redaktion „Gesellschaft und Unterhaltung“ sowie als Dozentin an der Journalisten-Akademie.*

Moderation: Eva Geffers

**Veranstaltungsort: Landeszentrale für politische Bildung, 10787 Berlin, An der Urania 4 - 10
Ecke Kurfürstenstraße**

Verkehrsverbindungen: U1, U2, U3 Wittenbergplatz/Nollendorfplatz, Bus 100, M29, 187, Haltestelle Schillstraße,
Bus 106, M19, M46 - Haltestelle An der Urania

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!

V.i.S.d.P.: Eva Geffers. Redaktion: Eva Geffers, Dr. Klaus Riemer, Layout: Karin Rölle, **ZeitZeugenBörse e.V., Ackerstr. 13, 10115**

Berlin, Tel: 030-44046378, Fax: 030-44046379, Mail: info@zeitzeugenboerse.de, web: www.zeitzeugenboerse.de

Büro: Mo, Mi, Fr 10 – 13 Uhr, Druck: Typowerkstätten Bodoni, Linienstrasse 71, 10119 Berlin. Tel: 030-2825137, Fax: 030-28387568, Mail: info@bodoni.org. Redaktionsschluss für die Septemбераusgabe ist der 15. August 2010. Kürzungen und redaktionelle Bearbeitungen der eingesandten Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten. Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und mit Tel.-Nr. vermerken. Wenn Sie den ZeitZeugenBrief statt per Post per E-Mail erhalten wollen, schicken Sie uns bitte eine E-Mail!

Über Spenden freuen wir uns sehr: Bank für Sozialwirtschaft BLZ 10020500, Kontonummer: 3340701